

ZUR ANALYSE DER TEXTREZEPTION
AN TEXTEN VON J. H. PESTALOZZI
(1797 – 1803 – 1823)

Von Hans Glinz

A Vorbereitungspapier (zu Beginn der Tagung ausgegeben)

A 1 Planung des Vorgehens

In Vortrag und Diskussion sollen die folgenden Fragen im Mittelpunkt stehen:

- Wie erklärt man die *beobachtbare Verschiedenheit* der Rezeption (d. i. der resultierenden Verständnisse) *gleicher* Texte in *gleicher* Rezeptionssituation?
- Wie gewinnt man (wenn man das will) *Deckungsbereiche* für die verschiedenen individuellen Rezeptionsergebnisse (Verständnisse), d. h. wie kann man ein Verständnis *intersubjektiv überprüfbar machen*?
- Wie gewinnt man, wenn es sich nicht schon bei der ersten oder zweiten Lektüre (bzw. dem ersten oder zweiten Hören/Sehen) spontan einstellt, *überhaupt ein Verständnis*, sei es für „schwierige Stellen“, sei es für einen „schwierigen Text“ als ganzen?

Diese Fragen sollen zusammen mit den Tagungsteilnehmern erörtert werden, an Hand von drei oder vier kurzen Texten, die eine sofortige Überprüfung aller Aussagen am konkreten Material gestatten. Die Texte entstammen nicht der Gegenwart und gehören, obwohl sie für *eine* Rezeptionssituation bestimmt sind, zu *verschiedenen* Textsorten, so daß zugleich das Problem der Überwindung des historischen Abstands (möglicher Sprachwandel, andere Wortbedeutungen, jedenfalls ein Stilwandel seit der Konstitution und erstmaligen Rezeption der Texte) und das Problem der Verschiedenheit von Rezeptions-Ansprüchen bei verschiedenen Textsorten in den Blick genommen werden können.

Um eine möglichst gleichartige Rezeptionssituation für alle Diskussionsteilnehmer (vor allem auch: gleich viel Lese-Zeit bis zum Beginn des Gesprächs) zu ermöglichen, werden die Texte erst zu Beginn des Vortrags ausgegeben. Die Tagungsteilnehmer sind dann gebeten, ihre Reaktionen auf die Nennung des Autors festzuhalten und vor allem ihren spontanen Verstehensgang bei den einzelnen Texten sogleich in Stichworten zu notieren und diese Notizen in der Diskussion mitzu-

teilen, damit Theorie und Praxis Schritt für Schritt verknüpft werden können.

Der theoretische Rahmen wird im folgenden (Punkte A 2, A 3 und A 4) knapp umrissen, damit er am Samstag nicht mehr vorgetragen zu werden braucht. Für alles weitere wird verwiesen auf Glinz, Textanalyse und Verstehenstheorie I, Frankfurt 1973, 325 S., sowie auf den Beitrag „Germanistik in der Gesamthochschule“ in den „Neuen Ansichten einer künftigen Germanistik“, München 1973, S. 247–271.

A 2 Ausgangslage und Erwartung

Schon aus der Alltagsbeobachtung (noch durchaus „vortheoretisch“) ergibt sich, daß oft der *gleiche* Text in *gleicher* Rezeptionssituation und bei *gleicher* Rezeptionsdauer von verschiedenen Rezipienten *sehr verschieden* aufgenommen wird (Beispiel: Theateraufführung oder Film, von mehreren hundert Rezipienten gleichzeitig und gemeinsam gesehen/gehört). Es ergeben sich nicht nur verschiedene *Urteile* (die meist mitbedingt sind durch verschiedene affektive Reaktionen), sondern oft auch schlechthin *verschiedene Verständnisse* (verschiedene „rein kognitive Resultate der Rezeption“). Der Vortragende erwartet, daß das auch bei den von ihm vorgelegten Texten, mindestens bei einem oder zwei von diesen Texten, der Fall sein wird und daß sich dadurch so gleich eine Beobachtungsgrundlage und ein Gespräch ergibt.

A 3 Folgerungen für die Theorie

A 3.1 Solange man Sprache als eine ideal-einheitliche Größe auffaßt, unabhängig von den (sich allerdings aufdrängenden) Verschiedenheiten bei den verschiedenen Sprachteilhabern, solange man also am „ideal speaker“ der Chomsky-Schulen festhält, sind solche Verschiedenheiten der Rezeption nicht befriedigend zu erklären. Sie können dann nur betrachtet werden als *Abweichungen* von einem (theoretisch anzunehmenden) Ideal-Verständnis des betr. Textes. Dabei konnte aber ein solches Ideal-Verständnis bisher von der Wissenschaft noch nie intersubjektiv aufgewiesen werden, auch nicht in Annäherung, jedenfalls nicht für Texte, die nicht eigens als Beispiele (meist nur Einzelsätze) für diesen Zweck konstruiert worden waren.

A 3.2 Eine befriedigende theoretische Erfassung der beobachtbaren Verschiedenheiten wird möglich, wenn man den Begriff „Kompetenz“ grundsätzlich auf das *einzelne, konkrete Individuum* bezieht und die „Sprache“ (ggf. den Dialekt, den Soziolekt) als einen *Deckungsbereich*

vieler (idealerweise: sämtlicher zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandener) individueller Kompetenzen betrachtet. Ein solcher Deckungsbereich (und nicht eine einzelne individuelle Kompetenz) ist dann auch als Vorbild bei der *Entwicklung neuer Kompetenzen* (d. h. bei der Erlernung der Sprache durch neue Teilhaber, vor allem im Frühkindalter) anzusetzen. Praktisch heißt das: Vorbild für die Spracherlernung ist der sich deckende (allgemein akzeptierte) Bereich der Performanz derjenigen Individuen, mit denen das die Sprache lernende Individuum überhaupt in Kommunikation tritt, sei es direkt oder durch gespeicherte (vor allem auch gedruckte) Texte.

A 3.3 Bei einem solchen theoretischen Rahmen sind die beobachtbaren individuellen Unterschiede des Verständnisses gleicher Texte in gleicher Situation nicht mehr „Abweichungen“, „Störungen“ eines (als solches doch nie faßbaren) Ideal-Verständnisses, sondern sie sind *zu erwarten*, sie sind die notwendige Folge der auch theoretisch anzusetzenden Teil-Verschiedenheit der beteiligten Kompetenzen; sie sind zugleich der *Ausdruck* dieser Verschiedenheit, und sie sind daher das Ausgangsmaterial, an dem alle konkrete wissenschaftliche Arbeit zum Textverstehen anzusetzen hat.

A 4 Folgerungen für die Praxis

A 4.1 Für die Praxis (sowohl inner-wissenschaftlich wie im Alltagsleben) ist nun zunächst zu fragen, *welche Situation* jeweils vorliegt (das kann, aber es muß nicht mit der Frage nach der jeweiligen Textsorte zusammengehen), *welche Interessen* dabei bestehen und wie weit der Rezeptionsprozeß schon ohne besondere Vorkehrungen zu einem den jeweiligen Rezipienten befriedigenden Ziel (d. h. zum jeweils verlangten Verständnis) geführt hat.

A 4.2 Einige mögliche Situationen und Interessen:

- die Rezeption erfolgt allein zum Vergnügen, zur Spannung und Entspannung, man muß niemandem vom erreichten Verständnis Rechenschaft geben;
- die Rezeption erfolgt zum Vergnügen, aber gemeinsam, und die Verschiedenheit (Teilverschiedenheit) von Verständnissen führt zu Gesprächen, in denen man recht behalten möchte;
- die Rezeption erfolgt zu einem unmittelbar praktischen Zweck, das gewonnene Verständnis soll ein angemessenes Handeln ermöglichen (z. B. die erfolgreiche Bedienung einer Maschine, eines Apparats);

- die Rezeption erfolgt zur Gewinnung von Unterlagen in einer Auseinandersetzung (z. B. vor Gericht); das gewonnene Verständnis muß also intersubjektiv als *richtig* einsehbar gemacht werden, es muß *bewiesen* werden;
- die Rezeption erfolgt zwecks Demonstration geistiger Fähigkeiten, auf Grund des Ergebnisses soll eine Berechtigung erteilt/erlangt werden (Behandlung von Texten in Examen, vom Prüfenden und vom Geprüften her gesehen);
- die Rezeption erfolgt zwecks wissenschaftlicher Untersuchung der individuellen Kompetenz eines Rezipienten (z. B. bei psychologischer Beobachtung, aber auch in der Schule);
- die Rezeption erfolgt zwecks Ingangsetzen von Lernprozessen (= zwecks Weiterentwicklung der Kompetenzen aller Beteiligten), z. B. in den Schulen aller Art;
- die Rezeption erfolgt (vom Linguisten veranlaßt) zwecks Gewinnung allgemeinerer oder speziellerer Einsichten in denjenigen Deckungsbereich von Kompetenzen (d. h. in die *Sprache*), der für das Verstehen dieses Textes (oder weiterer Texte, als deren Repräsentant der jeweils betrachtete Text gilt) als nötig erachtet wird (Textrezeption als Grundlage für Sprachbeschreibung).

A 4.3 Dabei ist immer zu fragen:

- a) ob sich ein Verständnis, so genau wie es überhaupt jeweils erstrebt wird, schon ergeben hat, ohne bewußte und systematische Vorkehrungen (auf Grund von internalisierten, unbewußt ablaufenden Verstehenstechniken).
- b) ob das erreichte individuelle Verständnis mit dem Verständnis von andern zur Deckung gebracht werden soll oder ob das nicht als nötig betrachtet wird.

Wenn die Forderung b gestellt ist oder wenn die Frage a nicht völlig mit „ja“ beantwortet werden kann, sind auch im praktischen Leben bewußte und methodische Vorkehrungen zur Analyse der Textrezeption motiviert.

Wenn es um wissenschaftliche Klärung von Textverständnissen geht, ist eine solche bewußte Analyse (die Feststellung der individuellen Verschiedenheiten, die Gewinnung von Deckungsbereichen, ggf. die Korrektur erster individueller Verständnisse) überall erforderlich.

A 4.4 Bei der Diskussion verschiedener Verständnisse und der Herstellung von Deckungsbereichen spielt nun die Textsorte eine besondere

Rolle. Es gibt Texte („fiktionale Texte“ oder eine Unterklasse davon), die besonders viel Freiheit für die Entwicklung verschiedener individueller Verständnisse bieten, ja die für solchen Gebrauch gemacht sind (und entsprechende „Leerstellen“ enthalten). Hier ist der Autor *nicht* daran interessiert, gerade so und nicht anders verstanden zu werden, er überläßt manches dem Rezipienten, und der Rezipient seinerseits kümmert sich meist wenig um das, „was der Autor eigentlich ganz genau gemeint hat“. Andere Texte sind nun gerade dafür gemacht, daß der Rezipient (möglichst viele Rezipienten) den Autor *in einer ganz bestimmten Weise* verstehen und daß sie nicht nur das von ihm Vorgeführte so aufnehmen, wie er es möchte, sondern daß sie auch *ihn als Autor ernstnehmen* (als Person, als Kommunikationspartner, als Mitmensch, der an Verstehen appelliert, der sich ggf. auch verteidigen möchte gegen erfolgtes Mißverstehen usw.). Dem entspricht oft auf der Seite der Rezipienten, daß man nicht nur den Text als solchen betrachtet, sondern daß man dahinter den Autor sieht (oder sehen möchte), daß man sich ein Bild vom Autor als Menschen macht und daß man auf dieses Bild reagiert (positiv, indem der Autor einem gefällt, man sich ihm ggf. verwandt fühlt, oder negativ, indem man den Autor ablehnt, ihn unorientiert, unsympathisch, arrogant etc. findet). Ob ein Text so wirkt oder nicht, läßt sich oft *nicht* vorhersagen; es hängt *auch* vom Rezipienten ab.

B Theoretischer Teil des Vortrags, mit Bezug auf den bisherigen Verlauf der Tagung

B 1 Zum Textbegriff

Ein paar Worte zum Textbegriff, um Mißverständnisse zu vermeiden. Ich habe vor vier Jahren einen Textbegriff vorgeschlagen, der enger gefaßt war:

Text = das sprachliche Gebilde, das von vornherein mit der Absicht einer gewissen Dauerhaftigkeit produziert worden ist (vgl. Glinz, Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick, 1971, S. 120–130). Diesen Textbegriff habe ich aufgegeben, vor allem nach sehr intensiven Diskussionen mit meinen Aachener Kollegen Sitta und Brinker und meinen Assistenten Klein, Switalla und Hohlfeld, und ich habe ihn ersetzt durch einen sehr viel weiter gefaßten Begriff:

Text = das sprachliche Gebilde überhaupt, dasjenige, was durch die Akte produktiver Performanz entsteht, sei es als akustisches Gebilde,

sei es graphisch festgehalten, und das nun dem Rezipienten angeboten wird (in sofort wieder vergehender Form oder in gespeicherter Form, über beliebige Zeit hin verfügbar). Mein „Text“ entspricht also dem, was Herr Schmidt „Textformular“ genannt hat. Ich verzichte bewußt darauf, im Gegensatz zu Herrn Schnelle (vgl. in diesem Band S. 54 ff.), weitere Bedingungen zu formulieren, die erfüllt sein müssen, damit ein sprachliches Gebilde ein Text ist (etwas spitz formuliert: damit es den linguistischen Ehrennamen „Text“ verdient und nicht etwa in die Klasse „Untexte“ oder „Nichttexte“ fällt).

B 2 Zur Rolle der Logik in der Linguistik

Nun einiges zur *Logik* und ihrem Stellenwert in der Arbeit des Linguisten und Textanalytikers.

Ich fürchte, daß ich von einigen unter Ihnen als ein Verächter der Logik betrachtet werde, weil ich immer wieder auf die *konstitutive Unschärfe* vieler vom Linguisten zu untersuchender Phänomene hingewiesen habe und auf das Vor-Logische und Über-Logische an der Sprache, und weil ich *nicht* die indirekte (von einem deduktiven logischen Entwurf ausgehende) Methode, die Herr Schnelle uns gestern empfohlen hat (vgl. S. 56 f.), als die einzig mögliche betrachte.

De facto fühle ich mich keineswegs als Verächter der Logik. Ich schätze bei einem Wissenschaftler nichts so sehr wie einen klaren logischen Aufbau seiner ganzen Methodik, und ich habe mich bemüht, in meinen Arbeiten einen solchen logischen Aufbau zu erreichen und nicht einfach vom nur-individuellen Sprachverständnis, von der vielzitierten „Intuition“ auszugehen. Ich war denn auch leicht überrascht, daß ein die Logik so hochschätzender Mann wie Herr Abraham in seinem gestrigen Vortrag so leichthin von seinem individuellen Sprachverständnis ausgegangen ist, nämlich bei der Bestimmung des semantischen Wertes von *Bett* (vgl. S. 110). Er brachte ja, wenn ich recht verstanden habe, das „Bett“ des Flusses und das Bett, in dem man schläft, so zur Deckung, daß er sagte, das Wesentliche an „Bett“ sei, daß es einen zwingt, in einer bestimmten Lage darin zu liegen.

Das scheint mir doch sehr angreifbar.

Doch zurück zum Grundsätzlichen. Ich gehe davon aus, daß in der *Methodik* alle Forderungen der Logik berücksichtigt werden müssen, daß wir aber *nicht* von vornherein eine Logik besitzen, die uns als eine *ideale Abbildung der zu erforschenden Verhältnisse selbst* dienen könnte. Ich sehe eben auch – und das hat sich gerade an dieser Tagung

sehr deutlich gezeigt – daß es *verschiedene Logiken* gibt, nicht nur eine einzige, und zwar nicht nur sich ergänzende Stufen von Logik (wie Quantoren-Logik, Junktoren-Logik, in der Terminologie meines Aachener Kollegen Thiel und damit wohl der ganzen „Erlanger Schule“), sondern daß es auch ganz offen *konkurrierende* Logiken gibt. Hie und da drängt sich mir fast der Eindruck auf, es gebe soviele Logiken wie Logiker. Dazu sehe ich bei allen meinen Kollegen der andern Fächer, den naturwissenschaftlichen wie den sozialwissenschaftlichen, daß in der Wissenschaftspraxis *niemand* vom Logikkalkül *ausgeht*, nicht einmal die Physiker und Mathematiker, mit denen ich in Aachen sehr engen Kontakt habe. Und auch was die Informatiker an Logik brauchen (ich habe einen in der Familie), das beschränkt sich praktisch auf das auch mengentheoretisch Darstellbare, auf die elementaren Junktionen und die damit verbundenen Wahrheitstafeln. Ich sehe insgesamt, daß Formalisierung (= Fassung in axiomatische Systeme und durchgehende logische Konstruierbarkeit) eine sehr *späte* Phase jeder Wissenschaft ist. Die Physik hat dazu mehrere Jahrhunderte gebraucht, die Astronomie drei Jahrtausende, und ich glaube ganz einfach, daß wir in der Linguistik *noch nicht so weit* sind; wir brauchen noch eine kräftige Phase *analytisch-empirischer Arbeit*, mit logisch fundierten *Methoden*, aber *nicht* mit logisch konstruierten *Resultaten*. Wann es soweit sein wird, daß wir mit Aussicht auf Erfolg formalisieren können, das läßt sich wohl heute noch kaum sagen – ich bin hier noch viel großzügiger mit der Zeit als vorgestern Herr Schmidt mit seiner Zahl von vierzig Jahren.

B 3 „Realitätsgerechtigkeit“ und „Faktizitätstreue“

B 3.1 Realität gegenüber Faktizität

Nun möchte ich Ihnen noch zwei für die Analyse zentrale Begriffe vorstellen, und zwar die Begriffe *Realitätsgerechtigkeit* und *Faktizitätstreue*, verstanden als *Eigenschaften* von Texten und als *Ansprüche*, die ein Textverfasser *mit* Texten stellt und die ein Textrezipient *an* Texte stellt oder auch ausdrücklich *nicht* stellt (ausführliche Behandlung in Textanalyse I S. 106–140).

Unter *Realität* verstehe ich den *Kausalitäts- und Prognose-Zusammenhang*, in dem wir alle leben und auf den wir uns verlassen in unserm Handeln, vor allem im außersprachlichen Handeln. Realität ist also nicht nur eine Menge von jetzt vorhandenen *Fakten*, sondern zugleich ein Gesamt von *Gesetzlichkeiten* und *Möglichkeiten*, also auch ein Ge-

samt von *Wahrscheinlichkeiten*, indem sich aus den jetzigen Zuständen nach aller unserer Erfahrung und Weltkenntnis die und die weiteren Zustände ergeben werden.

Demgegenüber verstehe ich unter *Faktizität* den tatsächlich an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Moment vorhandenen Zustand oder vorhanden gewesenem Zustand, das heißt die in diesem Moment an diesem Ort *verwirklichten* Möglichkeiten und *nur* sie. Diese Verwirklichungen können an sich sehr unwahrscheinlich sein: ich kann in einer Millionenstadt plötzlich einen Bekannten antreffen, den ich in einer kleinen Stadt, in der wir beide wohnen, jahrelang nicht mehr angetroffen habe. Faktizität hat also, im Gegensatz zu Realität, *nichts* mit Wahrscheinlichkeit zu tun. Demgemäß gibt es Faktizität nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit, Realität dagegen umgreift auch die Zukunft. Dafür ein zentrales Beispiel: daß jeder heute in diesem Raum befindliche zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort geboren worden ist, aufgewachsen ist, die und die Erlebnisse gehabt hat, das ist Faktizität. Daß jeder von uns eines Tages an einem bestimmten Ort sterben wird, das ist Realität; wann und wie es Faktizität wird, wissen wir nicht, und es ist wohl gut, daß wir es nicht wissen.

B 3.2 Realitätsgerechtigkeit gegenüber Faktizitätstreue

Den eben gegebenen Definitionen gemäß fasse ich nun *Realitätsgerechtigkeit* auf als eine *Eigenschaft eines Textes*. Ein Text ist dann realitätsgerecht, wenn ich mich auf ihn *verlassen kann* in meinem außersprachlichen *Handeln*, wenn nämlich jede (dem Textverfasser überhaupt bekannte) Abweichung von Realität oder Unsicherheit in der Beurteilung von Realität *ehrlich signalisiert ist*, z. B. durch rede-situierende Ausdrücke (*vielleicht, ich nehme an, man vermutet, ich lege mir das so zurecht, man schließt aus den bisherigen Erfahrungen*) oder durch konditionale Fassung (*wenn das und das eintritt, dann tritt auch ...*).

Entsprechend ist *Faktizitätstreue* als Eigenschaft eines Textes von seinem Emittenten her dann gegeben, wenn die Darstellung ehrlich und genau das enthält, was der Emittent wirklich über die Fakten erfahren hat, so weit ihm das überhaupt möglich war. Wenn er sich dabei getäuscht hat, ist das kein Minus an Faktizitätstreue als Forderung.

Die Faktizitätstreue ist also *enger* als die Realitätsgerechtigkeit. Ich gebe ein Beispiel. Die Person A wohnt als Mieter in einem Haus. Die Person B möchte dieses Haus kaufen und erkundigt sich in vorsichtiger Weise

bei der Person A, wie das Haus imstand ist. Die Person A gibt die Auskunft: „Das Haus braucht allerhand an Renovierungsarbeiten, es ist eben schon vor 30 Jahren gebaut worden“. Nun nehmen Sie an, daß der Mieter sich getäuscht hat und daß das Haus de facto erst 20 Jahre alt ist, nicht 30 Jahre. Dann ist die Antwort der Person A also (aus Unkenntnis) nicht faktizitätsgetreu, aber sie ist trotzdem realitätsgerecht – denn für die Realitätsgerechtigkeit kommt es nur darauf an, daß vermutlich die und die Renovierungsarbeiten anstehen werden und daß das beim Preis berücksichtigt werden muß.

B 3.3 Zur Feststellbarkeit von Realitätsgerechtigkeit u. Faktizitätstreue

Nun ist es sehr wichtig, daß diese beiden Eigenschaften von Texten, die Realitätsgerechtigkeit und die Faktizitätstreue, *nicht textintern festzustellen sind*. Es gibt *kein* linguistisches Verfahren (auch nicht den Gebrauch von Perfekt und Präteritum, den Jost Trier in seinem Vortrag am Germanistentag 1964 dafür bemühen wollte) um festzustellen, ob jemand ehrlich und faktizitätsgetreu gesprochen und geschrieben hat oder nicht. Faktizitätstreue wie Realitätsgerechtigkeit kann nur geprüft werden durch Prüfung der *ganzen Situation*, durch weiteres sprachliches und ggf. außersprachliches Handeln. Banales Beispiel: die Realitätsgerechtigkeit eines Kochrezepts kann man nur überprüfen, indem man das betreffende Gericht kocht und dann davon ißt. Wissenschaftliches Beispiel: die Faktizitätstreue einer historischen Darstellung ist nur überprüfbar durch Beizug von Parallel-Texten, durch Vergleich mit den Quellen, durch Bodenfunde usw.

Sie wissen ja auch alle, daß viele Romane und Novellen (vor allem aus dem 19. Jh.) mit einer Quellenberufung anfangen, also scheinbar Faktizitätstreue beanspruchen („Diese Geschichte las ich in einem alten Pergament...“). Jeder Leser weiß aber, daß solche Quellenberufungen in aller Regel fiktiv sind, daß man sie gerade *nicht*, mindestens nicht unbesehen, als Garanten für Faktizitätstreue annehmen darf.

Und auch das Umgekehrte gibt es bekanntlich. In dem „Buch der Leidenschaft“ von G. Hauptmann (1930) wird nach einem völlig fiktiven Vorspann sehr faktizitätsgetreu beschrieben, wie Hauptmann dazu kam, sich von seiner ersten Frau (im Buch Melitta genannt) scheiden zu lassen, um seine zweite Frau (im Buch Anja genannt) zu heiraten. In der erst aus dem Nachlaß veröffentlichten Fortsetzung unter dem Titel „Neue Leidenschaft“ (1966) stellt Hauptmann dar, wie auch diese zweite Ehe gefährdet wurde, als er die Schauspielerin Ida Orlowski (im

Buch Minka genannt) kennen lernte. Das Leben von Ida Orlowski kann man aus Briefen, Tagebüchern und Berichten recht genau rekonstruieren. Wir haben also hier den Fall, daß nach verfremdendem Vorspann und unter verfremdenden Namen sehr genau (bis zur Indiskretion), also eben: sehr faktizitätsgetreu berichtet wird. Und – um noch ein mir näher liegendes Beispiel zu wählen – in dem als Roman deklarierten „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller steckt neben aller romanhaften Erfindung mehr autobiographische Faktizität als in vielen Büchern, die klar als Autobiographien geschrieben worden sind. Soweit diese beiden Begriffe, und nun zu den Texten, deren gemeinsame Betrachtung heute ja die Hauptsache sein soll.

C Praktischer Teil des Vortrags, mit Texten und Verstehensreaktionen

C 1 Beschreibung der Rezeptionssituation

Es wird nun ausgeteilt: die ersten 11 Seiten des Büchleins „Fabeln“ von Heinrich Pestalozzi (1746–1827), und zwar im Faksimile der 2. Auflage (Basel 1803). Die 11 Seiten sind auf 3 A 4-Seiten zusammengestellt. Der Vortragende bittet die Tagungsteilnehmer, während des Austeilens ihre Reaktionen auf die Nennung des Autors (Pestalozzi) und des Buchtitels (Fabeln) aufzuschreiben und damit die eigene Ausgangssituation gegenüber dem Text festzuhalten, z. B. in den Stichworten „mir bekannt – mir unbekannt – ich erwarte das und das – ich habe gar keine konkret gerichtete Erwartung“. Die zweite Auflage wurde gewählt, weil der Vortragende von der ersten Auflage (Basel 1797) kein Faksimile beschaffen konnte. Zugleich kündigt der Vortragende an, daß auch die entsprechenden Seiten der 3. Auflage (1823) zur Verteilung bereitliegen und daß diese dritte Auflage sich dadurch auszeichnet, daß Pestalozzi dort Kommentare zu seinen eigenen Fabeln beigegeben hat.

Ich möchte aber diese Kommentare jetzt noch nicht austeilten, sondern es als eine begrüßenswerte Experiment-Situation betrachten, daß wir zuerst an der unkommentierten zweiten Auflage arbeiten und daß wir dann prüfen können, ob wir das getroffen haben, was Pestalozzi selbst in der dritten Auflage (20 Jahre nach der zweiten, 26 Jahre nach der ersten) als *mögliche* Deutung seiner eigenen Fabeln gibt. Ich füge ehrlichkeitshalber hinzu, zugleich zu Ihrer Beruhigung: zu der schwierigen Fabel „Der Raupenfänger“, an deren Lektüre wir jetzt gleich gehen wollen, habe ich vor etwa einem Jahr den von Pestalozzi in seiner dritten Auflage gegebenen Kommentar gelesen. Ich weiß aber heute nur noch, daß in diesem Kommentar etwas ganz anderes stand als das, was *ich* der Fabel entnommen hatte. Ich habe also – zum Vorteil unseres Experiments – das von Pestalozzi selbst angegebene Verständnis der Fabel wieder völlig vergessen, und ich habe den Kommentar absichtlich

nicht mehr nachgelesen, damit ich hier in möglichst ähnlicher Situation vor diesem Text stehe wie Sie alle. Ich bitte Sie also – gerade mit allem, was Herr Hillmann gesagt hat (vgl. S. 128 f.) im Ohr – an die Seite 10 heranzugehen. Sie lesen „FABULA DOCET“ als Überschrift, und darunter als Nummer 1 „Der Raupenfänger“. Jetzt bitte ich, daß wir diesen Text *nicht* von jemandem vorlesen lassen, sondern daß Sie alle ihn still für sich lesen und daß Sie alle sogleich Ihre Eindrücke notieren, Ihre Verstehensschwierigkeiten, gegebenenfalls Ihre Lösungsvorschläge: „Ach, das könnte so sein.... so könnte das gemeint sein, ich verstehe das als.....“. Nachher werde ich dann einige von Ihnen bitten, uns Ihre Notizen zur Verfügung zu stellen, durch Vorlesen, damit wir einen Ausgangspunkt für die Verstehensdiskussion haben.

C 2 Text und erste Reaktionen; Genaueres zum Vorgehen

F A B U L A D O C E T.

I

Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher.
Er jagte ihr durch Feld und Flur nach;
aber das Volk, das die Erde baute,
klagte, er verderbe ihn mit seinem Thun
sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden
Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume
und an der grünenden Hecke; er haschte sie
wieder; — aber sie starb in seiner Hand
und er warf sie als ein faulendes Mas weg.

Jetzt hieng sie am sich entblättern den
Baume und an den kahlen Wänden des
Hauses — er haschte sie noch einmal und
wartet jetzt bis ihre todte Farbe für ihn
sicher erwacht.

Der Vortragende weist nochmals darauf hin, daß es zunächst nur um den Text „Der Raupenfänger“ gehen soll und daß der noch hübschere zweite Text „Der Menschenmaler“ vielleicht nachher noch dazugenommen werden kann. Nach einer kurzen Zeit des stillen Lesens der Tagungsteilnehmer gibt er noch folgende Hinweise:

Ich glaube schon aus den ersten Beobachtungen zu sehen, daß hier ein Text vorliegt, der Herrn Hillmanns Anforderungen sehr entgegen kommt. Sie müssen nämlich sehr viel von sich aus dazu tun, um ihn zu verstehen. Genau diesen Prozeß des Verstehens durch eigenes Dazutun möchte ich gern etwas bewußt machen, und ich bitte Sie daher, Ihre Lösungseinfälle, möglichst Ihre ganzen Verstehensgänge so genau wie möglich zu notieren, alles gerade so, wie es ihnen spontan einfällt, ohne jede Zensur. Bitte fühlen Sie sich dabei nicht wie auf der Couch des Psychoanalytikers, sondern sehen Sie sich ganz schlicht als jemanden, der einen Text verstehen will – und das immer wieder zu tun, gehört ja zum Beruf des Germanisten. Und haben Sie keine Bedenken, Sie könnten am Ende mit Ihren Einfällen nicht genau das treffen, was der Autor Pestalozzi mit dieser Fabel auch wirklich gemeint hat. Wir sind ja hier nicht in einem Examen wie es nicht sein sollte (wo nämlich der Prüfer im voraus weiß, was der Prüfling aus einem Text herauszuholen hat), sondern wir sind in einer linguistischen Experiment-Situation, in der es darauf ankommt, einfach festzuhalten, was *uns* einfällt, was *wir* im Text sehen, ohne jede Angst, es könnte nicht das Richtige sein. Bei solcher Ehrlichkeit dürfte sich dann mit hoher Wahrscheinlichkeit die Ausgangshypothese bestätigen (siehe oben S. 117), daß verschiedene Rezipienten auch beim gleichen Text und in gleicher Rezeptionssituation recht Verschiedenes aus dem Text entnehmen, daß sie den Text verschieden verstehen.

C 3 Verschiedene Verstehensgänge von Tagungsteilnehmern

Es folgen etwa 5 Minuten stilles Lesen und Notieren der Tagungsteilnehmer. Der Vortragende weist noch darauf hin, daß bei einer systematischen Analyse, etwa in einem Kurs mit Studenten, erheblich mehr Zeit gegeben werden müßte, daß aber bei diesem Vortrag, wo es nur auf die Demonstration der Grundphänomene ankommt, diese Zeit gespart werden kann. Auf die Bitte des Vortragenden hin werden nun aus dem Kreis der Tagungsteilnehmer folgende Reaktionen und Verständnisse geschildert:

Prof. Knobloch (Bonn):

Vielleicht kann ich mit meinen Gedanken zu dieser Diskussion etwas beitragen. Es war mir nicht leicht, da ich nicht gerade allzuviel mit älterer deutscher Literatur arbeite, mich in den Autor hineinzulesen. Es

brauchte einige Zeit, bis ich überhaupt wußte, was gemeint war, bis ich auf den Kern der Fabel gekommen bin. Es hat mir vor allem der Fabelstil Schwierigkeiten gemacht. Daß hier umständlich (wie es wohl die Zeit erforderte) gesagt wird *das Volk, das die Erde baute* für den Landwirt, der hier Flurschaden durch den Raupenfänger befürchtet – da mußte ich erst dahinter kommen. Es ist vielleicht biblischer Stil, ein kurzes Substantiv so durch einen ganzen Relativsatz zu ersetzen, und wir verstehen das heute nicht auf Anhieb, zumindest hatte ich hier Verständnisschwierigkeiten. Ich glaube, daß mir erst das vorletzte Wort den Sinn des ganzen Textes erschlossen hat, eben gerade dieses *sicher*. An *sicher* assoziierte sich dann: Aha, der sichere Erfolg. Der sichere Erfolg ist nicht gegeben im unmittelbaren Erblicken des Erfolgsobjekts, weder als Schmetterling noch als Raupe, sondern Erfolg zu haben erfordert seine Zeit. Und diese Zeit ist in der Fabel hineingelegt in den Entwicklungsprozeß der *Larve*. Die Larve ist also zentral. Fazit vielleicht (wie es Lafontaine getan hätte, der jeweils am Schluß der Fabel die Belehrung formuliert): Merke dir also, junger Knabe, der du das liest, nicht jeder Versuch führt zum Ziel, sondern erst durch Schaden wird man klug, beim dritten Mal hast du Erfolg, wenn du bereit bist zu warten.

Prof. Heinrichs (Berlin), der bewußt erst einmal das Vordergründige klarstellen will, in der Erwartung, daß andere noch genug tiefsinnige Deutungen beisteuern werden:

Ich habe mir keine Notizen gemacht, aber ich möchte die Sache etwas schlichter sehen. Der Mann will einen Schmetterling haben, er jagt einem Schmetterling nach, aber die Bauern beklagen sich, er zertrete ihre Felder. Er sagt sich: Gut, dann nehme ich eine Raupe. Er nimmt die Raupe, aber er zerdrückt sie dabei, sein Interesse ist erloschen und er wirft sie weg. Dann sieht er, wie eine Raupe sich verpuppt, an einem Faden hängt, und da denkt er: Aha, so krieg ich dich, warte...

Auf eine Zwischenfrage des Vortragenden hin ergibt sich, daß keiner der Tagungsteilnehmer den Text vorher gekannt hat. Der Vortragende berichtet, daß auch er erst auf den „Raupenfänger“ gestoßen ist, als er den Kontext zur Fabel „Der Menschenmaler“, die ihm anderswo begegnet war, genauer ins Auge faßte.

Prof. Hillmann (Hamburg):

Ich habe den Text auch nicht gekannt, möchte aber gleich hinzufügen, daß mir die zeitliche Einordnung (die Aufklärung) den Horizont gab, an dem ich den Text festgemacht habe.

Ich habe sequentiell versucht zu verstehen, also Satz für Satz, nicht gleich das Ganze gelesen. Beim ersten Satz habe ich eigentlich gedacht, jetzt kommt eine Wielandgeschichte, wo ein Schmetterling eine verwandelte Frau ist, der er hinterher jagt. Dieser Eindruck – es ist ja 18. Jahrhundert! – wurde sogleich abgebrochen, als ich zu dem Ausdruck kam *das Volk, das die Erde baute*. Das ist so global, daß diese Liebes-situation da nicht mehr möglich ist, und ich merkte, daß der Schmetterling offenbar eine Idee ist oder ein Ideal oder so etwas, weil es hier so global gemacht wurde.

Der Vortragende stellt fest, daß bei den Wörtern *Idee, Ideal* ein Nicken durch die Versammlung geht, daß also offenbar viele auch so oder ähnlich verstanden haben.

Darauf Hillmann weiter:

Bei diesem Satzbruch, da wurde ich aufmerksam, daß hier offenbar etwas parabolisch ist, es fiel mir da erst ein, daß es ja eine Fabel ist, wo ich so etwas auch zu erwarten habe. Ich bin dann weitergegangen und stellte fest: Also das Volk hat etwas dagegen, daß er das macht. Beim zweiten Absatz habe ich sofort an Lessing gedacht: „Wenn Gott in der Rechten die Wahrheit, in der Linken das Streben nach der Wahrheit hielte – ich fiele ihm mit Demut in die Linke.“ also: Die Wahrheit, die ich in Händen habe, ist mir nichts wert, ich will sie ewig erlangen. Das erreichte Ideal, was ich habe, das ist mir nichts wert, ich will es ewig suchen. Und da habe ich (ich = Hillmann) zum erstenmal zeitgenössisch böse reagiert: ich mag Leute nicht, die erreichbare Ideale nicht verwirklichen, um unerreichbaren nachzujagen.

Ich stelle fest, daß hier *Sinn* und *Bedeutung* sich unterscheiden. Meine Abneigung gegen diese Dinge (d. i. gegen Leute, die erreichbare Ideale mißachten und unerreichbaren nachjagen) ist „Sinn“, die historische Rekonstruktion, die ich vornehme, ist „Bedeutung“.

Im letzten Absatz wird nun vollkommen klar: es wird eine Hoffnung postuliert; die Verwirklichung ist nicht möglich, aber die Hoffnung „es wird kommen“, diese Hoffnung ist da, und zwar wird es *sicher* kommen. Das wird nun noch naturgeschichtlich abgesichert, nämlich: eine Larve wird immer ein Schmetterling.

In der Wirklichkeit ist das natürlich nicht so, mir fiel dabei sofort der Satz von Horckheimer ein: „Von Vernunft setzt sich nur soviel durch, wie wir durchsetzen“, während hier sozusagen die Vernunft *sich* durchsetzt, also eine typisch aufklärerische Angelegenheit, und auch da hatte ich wieder meine entschiedenen Bedenken Insgesamt: es war ein

rein sequentielles Lesen, wo sich so allmählich die beiden Horizonte *Bedeutungserschließung* und *Sinnerschließung* für mich herstellten – wobei ich keineswegs jetzt damit, und das war wichtig, die Aufklärung abgewertet haben wollte. Ich möchte wohl unterschieden wissen zwischen meiner *Sinn*-Reaktion, die für heute gilt, und meinem *Rekonstruktionsvorgang*, der der Aufklärung sehr sympathisierend gegenübersteht. Das war sozusagen eine Absicherung gegenüber diesem rüden Umgang mit dem Text.

Prof. Heringer (Tübingen) – wegen zu großer Entfernung vom Mikrophon nicht immer verständlich auf dem Tonband:

Ich habe für den Schmetterling eingesetzt: die Wissenschaft. Viele Leute begnügen sich damit, die Wissenschaft als Larve zu haben (ein Surrogat), in der Hoffnung, daß aus dieser Larve irgendwann einmal ein Schmetterling wird.

Zu dem Ausdruck *das Volk, das die Erde baute*: das verstand ich nicht nur als die, die die Erde *bebau*en, sondern auch als die, die die Realität konstruieren, die „ändern“, die Leute, die im Leben stehen und die dann gestört werden durch die Wissenschaftler, die ihrer Wissenschaft nachjagen

Prof. Wiegand (Marburg):

Ich kann solche Fraktur-Texte nicht so gut lesen, ich habe rein technische Schwierigkeiten gehabt. Da steht ein Strich vor dem *d* (= vor dem drittletzten Wort in der dritten Zeile), dann mußte ich zurücklesen und warum steht ein *ie*, da unten in „hing“ (dritter Absatz, erste Zeile, zweites Wort) an diesen Erscheinungen der Ausdrucksseite der Sprache, die offensichtlich auch ein inhaltliches Verstehen zumindest verzögern können, bin ich hängen geblieben und gar nicht zu einem Verständnis gekommen

Der Vortragende hakt hier gleich ein und stellt fest, wie wichtig es ist, mit einem Schichtenmodell der Sprache zu arbeiten: Schwierigkeiten in der Graphie und Schwierigkeiten in der Phonomorphie (der Lautung) können sich in ganz andern Bereichen auswirken und das Verstehen hemmen. Dazu eine etwas bisige Bemerkung: bei Studenten ist es oft so, daß sie an sich Verstehensschwierigkeiten mit dem *Ganzen* haben und dann glücklich sind, wenn sie irgendwo einen graphisch sichtbaren Anhaltspunkt finden, an dem sie ihre Verstehenshemmung festmachen und eine Frage anbringen können.

Prof. Riesel (Moskau):

Ich will nur noch etwas ergänzen.

Ich bin mit der Interpretation „Ideal“ vollständig einverstanden, das war auch mein erster Gedanke. Aber ich würde noch den *Didaktiker*,

den *Erzieher* Pestalozzi mehr herausstreichen. Denn ohne Ideal kann man nicht leben. Es muß eine Wiedergeburt geben, ohne Ideal kann der Mensch nicht leben.

Der Vortragende dankt für die Beiträge und freut sich besonders, daß Frau Riesel auf den *Pädagogen* Pestalozzi hingewiesen hat, den man heute nur noch wenig kennt. Er fügt hinzu, noch weniger kenne man allerdings den *Politiker* Pestalozzi – die Fabeln seien nämlich ausgesprochen *politische* Texte gewesen, nicht etwa für Kinder bestimmt. Dann lenkt der Vortragende zum Grundsätzlichen der Textanalyse zurück:

C 4 Eine Technik zur Gewinnung eines intersubjektiven Rahmenverständnisses

Es könnte nun der Eindruck entstanden sein, daß aus *jedem* Text *alles* werden könne, daß beim Verstehen die reine Willkür herrsche. Ich möchte daher ein linguistisches Verfahren vorführen – ganz kurz, wegen der fortgeschrittenen Zeit – das nun dasjenige, was Herr Hillmann „Bedeutung“ nennt, etwas systematischer zu fassen gestattet. Es ist die Technik, zu jeder größeren vom Autor stammenden Segmentierungseinheit – hier also zu jedem Alinea – eine abstrahierende Zusammenfassung zu erstellen, indem man absieht von den einzelnen Nennungen und nur auf die abstrakte Struktur des Ganzen zielt. Das sieht für das erste Alinea (zwei Sätze auf viereinhalb Zeilen) etwa so aus:

Alinea 1: Jemand möchte etwas zu fassen bekommen (nämlich den Schmetterling), das sich in unregelmäßigen Bahnen und schwer faßbar vor ihm bewegt. Er stört dabei viele seiner Mitmenschen (ich könnte hinzufügen: diejenigen, die der praktischen Arbeit nachgehen), und sie machen ihm Vorwürfe wegen seines für sie sinnlosen Tuns.

Sie sehen ganz deutlich, *wieviel* Verstehensbeitrag bei einer solchen Arbeit der Rezipient selber zu liefern hat und wie schwer es unter Umständen ist, immer die gleiche Abstraktionshöhe einzuhalten. Wenn wir mehr Zeit hätten, hätte ich Sie jetzt gebeten, für Alinea 2 und Alinea 3 eine entsprechende abstrakte Zusammenfassung selbst zu schreiben, und wir hätten die Ergebnisse verglichen. Da die Zeit dafür fehlt, führe ich Ihnen nur vor, was sich für mich ergeben hat.

Alinea 2: Dasselbe bewegt sich nun in anderer Gestalt vor ihm, sehr langsam; er kann es jetzt ergreifen, aber er hat nichts davon, denn es verliert in seiner Hand den Wert, den es vorher hatte.

Anmerkung dazu: vorausgesetzt ist, daß der Leser die Metamorphose

von Schmetterlingsei–Raupe–Larve–Schmetterling kennt und weiß, daß eine Raupe in gewissem Sinn dasselbe ist wie ein Schmetterling. Man könnte auch noch weitergehen und mit Heinrichs sagen: er hat in unangemessener Weise nach dem Erstrebten gegriffen und es damit so gleich zerstört, darum hat es seinen Wert für ihn verloren.

Alinea 3: Das vorher Gesuchte liegt nun nochmals in anderer Gestalt vor, scheinbar tot. Er ergreift es wieder, aber er verzichtet nun darauf, es nach seinem Willen lebendig zu machen, und er hofft zuversichtlich, daß es sich auf diesen seinen Verzicht hin sich ihm von selber erschließen wird, in einem Moment, den *nicht er* zu bestimmen hat.

Wenn Sie nun die Ergebnisse für alle drei Alineas zusammennehmen, haben Sie die abstrakte Form dieser Fabel und damit einen festen Rahmen, in den sich alle einzelnen Verständnisse (als spezielle Semantisierungen, als Substitution verschiedener konkreter Inhalte an die abstrakten Stellen, z. B. „die Wissenschaft“, „das Ideal“) einordnen lassen müssen.

Dabei ist der methodische Weg zur Gewinnung von Intersubjektivität (wir können ihn heute nicht gehen, aus Zeitmangel, ich deutete es schon an) der, daß diese Herstellung einer abstrakten Gesamtform, diese „Superierung“ *nicht nur von einem Einzelnen* nach seinem persönlichen Verstehen vorgenommen wird, sondern *von einer ganzen Gruppe* von Rezipienten, und zwar indem zuerst von jedem für sich allein eine Fassung erstellt wird und dann alle individuellen Fassungen verglichen werden, mit Zustimmung und Widerspruch, mit Lernakten bei allen Beteiligten, bis man sich auf eine Fassung geeinigt hat, der jeder zustimmen kann (d. h. in der jeder das ihm zentral Erscheinende genügend berücksichtigt sieht). So ergibt sich ein Rahmenverständnis als der *Deckungsbereich vieler Einzelverständnisse*, und das Rahmenverständnis ist nicht mehr nur subjektiv, sondern intersubjektiv. Es ist freilich zunächst *nur* bezogen auf diejenigen, die daran mitgewirkt haben. Wenn man aber so etwas mit 20 oder 30 klugen und kritischen Leuten macht, z. B. mit einem Seminar, dann kommt man ziemlich bald zu einem Deckungsbereich, der dann nicht nur für diese Gruppe standhält, sondern auch für einen viel größeren Kreis, ja praktisch für alle Rezipienten, die der gleichen Zeit und Kultur angehören.

C 5 Zur Wichtigkeit der ersten Eindrücke und ihrer Fixierung

An diesem Punkt stellt Hillmann fest, daß diese Technik als eine „Reformu-

lierung des Textes mit Hilfe systematisch geführter Paraphrasen“ anzusehen ist und daß sie noch verfeinert und objektiviert werden kann, wenn man die Faktoren genau anzugeben vermag, die man dabei benutzt. Er fragt nun, ob der Vortragende diese Technik *sofort* im Verstehensgang einsetzen will oder ob er auch eine Erhebung der spontanen ersten Eindrücke vorausnimmt (wie Hillmann es fordert und in seinem Vortrag gezeigt hat). Darauf der Vortragende:

Nein, die Reformulierung steht natürlich nicht am Anfang, sondern ich beginne grundsätzlich damit, daß jeder Beteiligte seine individuellen Eindrücke, Verstehensreaktionen, Schwierigkeiten etc. notiert – wie wir das heute hier auch gemacht haben. Ich habe über diesen Punkt große Diskussionen mit unsern Studenten gehabt. Die wollten nämlich am Anfang gar nicht recht herausrücken mit ihren ganz individuellen, spontanen Eindrücken, und sie begründeten das mit dem Argument: diese ersten Eindrücke sind doch alle so subjektiv, die haben doch keine wissenschaftliche Bedeutung, wir wollen doch zu einem objektiven Verstehen vordringen und unsere bloßen Subjektivitäten möglichst schnell hinter uns lassen. Beiläufig gesagt: Sie sehen, was für brave und objektivitätsgerichtete Germanisten wir in Aachen haben. Nur stimmt das Argument an einer entscheidenden Stelle nicht. Es ist durchaus nicht unerheblich, sondern im Gegenteil von größter Bedeutung für die Inter-subjektivität, daß man sich die ersten, rein subjektiven Eindrücke *ganz ehrlich bewußt macht* und sie auch den andern an der Analyse Beteiligten zugänglich macht. Diese ersten Eindrücke spielen nämlich bei allem späteren Verstehen und aller Analyse doch mit, ob man das will oder nicht. Wenn man sie aufschreibt und sie sich und andern ehrlich bewußt macht, kann man viel besser von ihnen abstrahieren, als wenn sie unerkannt und unbedacht im Spiel bleiben, als eine Variable, die bei jedem Beteiligten wieder anders sein kann, ohne daß man es weiß und vor allem ohne daß man systematisch darauf achtet.

Soviel zu der vorauszuschaltenden Phase „Fixierung der ersten Eindrücke, um sie diskussionsfähig zu machen und sie nicht als unerkannte Variable mitspielen zu lassen“.

C 6 Pestalozzis Kommentar von 1823 zum „Raupenfänger“; Rezipienten-Bezogenheit dieses Kommentars

Und nun zu Pestalozzis eigenem Kommentar von 1823. Es ist dabei zu bedenken, daß hier ein Autor Texte kommentiert, die er vor 40 Jahren geschrieben hat (zwischen 1780 und 1790, und den Kommentar schreibt er nach 1820). Pestalozzi präsentiert denn auch seine Kommentare nicht

als *die* richtige Auffassung seiner damaligen Texte, sondern nur als *eine* Auffassung neben *andern möglichen* Auffassungen, die seine Leser selber entwickeln können, ja *sollen*, und die ebensoviel Recht haben wie die Auffassung des Autors selbst. Solche Zurückhaltung eines Autors mag heute verwunderlich, ja unwahrscheinlich erscheinen, und ich gebe daher die zwei diesbezüglichen Sätze aus der Vorrede von 1823 in Wortlaut (Hervorhebungen und Klammer-Einschübe von mir):

„... Ich habe deßnachen, *ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser dieser Schrift gerne selber denkt*, dennoch gut gefunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich *meine Figuren* (Figuren = die Fabeln, gemäß dem Titel der 3. Auflage: „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens“) *selber ins Auge gefaßt habe*. Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, *wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt werden*, habe ich gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren ... einen meist ganz kleinen Zusatz beyzufügen, der den Leser *wenigstens von einer Seite* auf das Wesentliche des Gesichtspunkts, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, geeignet ist.“

Ich verzichte darauf, die Parallelen zu ziehen, die sich zu den Ausführungen von Hillmann ergeben, und gehe gleich über zu Pestalozzis Kommentar zum „Raupenfänger“, wobei ich mir gestatte, meine eigenen Kommentare gleich in Klammern in den Text einzuschalten.

Pestalozzi 1823: „Wenn du die Wahrheit suchst, so jage ihr nicht nach, hasche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld“.

(*Kommentar 1973*: Sie sehen, hier ist es nicht die Wissenschaft wie bei Herrn Heringer und nicht eine Frau wie bei der ersten Vermutung von Herrn Hillmann, sondern die *Wahrheit*. Mit dem *Ideal* von Herrn Hillmann und Frau Riesel sind wir dem ganz nahe gekommen).

Pestalozzi 1823: „Thust du dieses, sie kommt selbst zu dir; sie klopft an deiner Thüre an und will Wohnung bei dir machen; besonders aber jag’ ihr nicht nach, wenn sie vor dir in den Lüften schwebt, und von dir weg fliegt. Jagst du ihr dann nach, so zertrittest du mit deinen Jagdsprüngen nach ihr, Segenswahrheiten, die du schon im Besitz hast, und die dir ohne alles Maaß mehr werth sind, als die, denen du nachjagst“.

(Kommentar 1973: Sie sehen, „das Volk, das die Erde baut“, das sind gar nicht nur die Banausen, die nichts übrig haben für das Ideal, sondern es sind tatsächlich diejenigen, die das Leben aufrecht erhalten – und mit Bezug auf die Vernachlässigung erreichbarer Ideale zugunsten von unerreichbaren ist Pestalozzi genau der Meinung, die Herr Hillmann vertrat und mit der er sich im Widerspruch zu dem Text von Pestalozzi glaubte.)

Pestalozzi 1823: „Am allerwenigsten reisse die Wahrheit, wenn sie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit hartem, frevelm Gewalt (Gewalt: bei Pestalozzi ein Maskulin) von dem Platze weg, auf dem sie Nahrung findet, um sie, ohne Rücksicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüstet (hier die genaue Ausdeutung des Bildes der Raupe auf dem Kohl). Thust du dieses, so wird sie in deiner Hand zum stinkenden Aas. Nur allein, wenn du der Wahrheit, in welchem Zustand sie auch vor dir steht, wäre es auch in einer todt scheinenden Hülle, mit *Ruhe, Geduld und Liebe wartest, bis sie für dich sich zum Leben entfaltet*, nur dann wird die Wahrheit, die du suchst, heilige, segnende Wahrheit, nur dann wird sie für dich wirkliche Wahrheit seyn.

(Kommentar 1973: Bitte beachten sie die Betonung des „für dich“: „*für dich* entfaltet sie sich zum Leben, *für dich* wird sie wirkliche Wahrheit“ – das korrespondiert genau mit der Forderung nach *individuellem Nachvollzug* des im Text Angebotenen, nach *eigenem Dazudenken* zu dem vom Autor Gegebenen, also in moderner Terminologie nach „Aktivität des Rezipienten“).

C 7 Verschiedene Textsorten im gleichen Kontext

Das war der Kommentar von 1823, und ich überlasse es Ihnen, dieses Verständnis (das ausdrücklich nur als *ein* Verständnis angeboten wird, *nicht* als verbindlich, obwohl es das Verständnis des Autors selbst ist) mit Ihren verschiedenen eigenen Verständnissen und mit dem abstrahierend entwickelten Rahmenverständnis (siehe oben S. 131 f.) in Beziehung zu setzen. Dafür möchte ich noch kurz auf zwei weitere Texte eingehen, die im gleichen Zusammenhang stehen, aber einer *andern* Textsorte angehören und die dann auch dazu einladen, nochmals auf die Begriffe „Faktizitätstreue“ und „Realitätsgerechtigkeit“ zurückzukommen.

Sie finden auf den Seiten 3 und 4, außerordentlich knapp gefaßt, die *Vorrede* (die so schon in der Erstaussgabe von 1797 stand):

V o r r e d e .

Was soll ich zu diesen Bogen sagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkst, Leser! so wirst du ihre Einfalt unerträglich finden;

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bey dir rege machen werden, mit denselben die mich belebten, da ich sie hinwarf, so wirst du ihre Einfalt lieben.

Du wirst sie aber auch haßen, wenn die Beschränktheit eines Kopfs ohne Grundsätze dich verleiten wird, das was ich für das Menschengeschlecht wahr fand, für etwas anzusehen, das ich eigen von der Nase deines Herrn Betters oder deiner Frau Baase abklopfert habe.

Sie sehen, wie rhetorisch raffiniert diese Vorrede aufgebaut ist: sie präsentiert sich als Frage, die der Autor in Gegenwart des Lesers sich selber stellt (in Alinea 1) und als dreifach gestufte Antwort auf diese Frage, wobei der Autor den Leser direkt anspricht, und zwar mit einer negativen Feststellung in Alinea 2, einer positiven Feststellung in Alinea 3 und einer besonders wichtigen negativen Feststellung, die zugleich eine Warnung enthält, als Alinea 4. Der Umfang wird von einem zum andern Alinea größer, und es ergibt sich folgende Stufung der Feststellungen:

- (Alinea 2) die Einfachheit dieser Texte *unerträglich finden* (wenn man als Leser nicht selber etwas dazudenkt).
- (Alinea 3) diese gleiche Einfachheit *lieben* (wenn nämlich durch die Lektüre der Texte eigene entsprechende Erfahrungen bewußt verarbeitet werden, in einer Art Identifikation; „Gefühl“ ist im 18. Jh. keineswegs ein Gegensatz zu bewußter Verarbeitung).
- (Alinea 4) die Texte *hassen* (wenn man sie auf Faktizitätstreue hin liest, statt auf Realitätsgerechtigkeit, und wenn man infolge dieser unterstellten Faktizitätstreue die Texte als negative Porträtierung von eigenen Angehörigen liest).

Ich brauche wohl nicht noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie sich diese Einstellung zum Leser mit dem deckt, was uns Herr Hillmann als die Praxis der Text-Rezeption vorgeführt hat. Dagegen scheint es mir fruchtbar, die beiden Textsorten „Vorrede zu einem Buch“ und „Fabel“ (oder „Figur“) einander gegenüberzustellen.

C 7.2 Realitätsgerechtigkeit und Faktizitätstreue bei Fabel („Figur“) und Vorrede

Daß die Fabel nicht faktizitätsgetreu sein will, wohl aber realitätsgerecht, das liegt auf der Hand; es wird nicht nur von Pestalozzi in seiner Vorrede gesagt, sondern ist allgemein bekannt. Die Fabel ist daher wohl eine der Textsorten, die *am meisten* Leerstellen lassen, in die jeder Leser das einsetzen kann, was *ihm* am nächsten liegt. Die Fabel ist also, wenn man das so sagen kann, eine der *fiktionalsten* von allen möglichen Textsorten. Sie stellt einen recht *geringen Eindeutigkeitsanspruch*. Wie ist es aber mit der Vorrede? Obwohl hier ein Gespräch mit dem Leser fingiert wird, gibt es *viel weniger* frei ausfüllbare Leerstellen als in der Fabel. *Hier* soll der Leser nicht primär etwas dazudenken, son-

dern hier soll er in erster Linie *Kenntnis nehmen von dem, was der Autor wirklich will und denkt*, und er soll sich in seiner Lektüre (in der Benutzung des Textes) davon leiten lassen. Hier liegt also, trotz allen fiktionalen Elementen im einzelnen, eine *direkte* Mitteilung an den Rezipienten vor, *nicht* ein Angebot eines Textes zum freien eigenen Gebrauch. Demgemäß erhebt auch eine Vorrede und ein Vorwort ganz allgemein nicht nur einen hohen Eindeutigkeitsanspruch, sondern auch den Anspruch auf Faktizitätstreue, z. B. wenn der Verfasser sagt, wann er sein Buch geschrieben hat, wer ihm dabei geholfen hat, wem er dankt usw.

Natürlich *kann* auch ein solches Vorwort anders verstanden werden, als es gemeint ist, infolge von historischer Distanz oder rein menschlicher Distanz – aber das ändert nichts daran, daß die Textsorte „Vorwort“ einen ganz andern Anspruch auf genaues (nicht frei ausfüllendes) Verstehen erhebt, als die Textsorte „Fabel“ (und wohl die meisten literarischen Textsorten) dies tut.

C 7.3 Eine Zwischenform: die „Veranlassung dieses Buches“

Nun zum Schluß noch ein dritter Text, den Sie auf Ihren Blättern vorliegen haben und der offensichtlich weder zur Textsorte „Fabel“ noch zur Textsorte „Vorwort“ gerechnet werden kann, sondern von beiden Textsorten etwas enthält. Es ist das Stück, das überschrieben ist „Die Veranlassung dieses Buches“ (Seite 5–7).

Die Veranlassung dieses Buchs.

Die Welt ist immer sich selbst gleich,
und doch ist der Mensch über alles, was
ist, so ungleicher Meinung. — Also
sagte der Bauer Waldmann neben wel-
chem ich am Tische saß.

Seine Frau antwortete ihm: die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beym Nebel anders als beym Sonnenschein.

Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische saß, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht Stoffel! sagte der Großvater im Lehnstuhl — die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen — wenn sie ihm also darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.

Ich merkte mir das, und fragte mich selbster bey allem, was in der

Welt immer einen merkwürdigen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenschein oder Nebel, da ich es sah — oder war es Katz oder Hund, Affe oder Elefant, Fuchs oder Esel — welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fällt mir dieselbe also in die Augen, wie sie kettenartig auf Erden dazwischen fallen kann.

Nach dem Titel erwartet man eine Art Vorwort, einen Rechenschaftsbericht des Autors über seine Arbeit, und man ist dann überrascht, wenn man auf sehr starke fiktionale Elemente stößt und erkennt, daß es hier offensichtlich nicht um Faktizitätstreue, sondern nur um (gedankliche) Realitätsgerechtigkeit geht. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß ein so konzentriertes philosophisch-erkenntnistheoretisches Gespräch gerade zwischen dem Autor Pestalozzi, einem Bauern Namens Waldmann, seiner Frau, seinem Knecht Stoffel und dem Großvater geführt worden sein sollte. Insofern gleicht der Text den Fabeln (den Figuren). Er gleicht ihnen auch im kunstvollen Aufbau: die Reden der vier Gesprächspartner (der Autor selber sitzt ja nur dabei) sind klar verteilt auf vier Alineas, die immer etwas länger werden (man kann darin das „Gesetz der wachsenden Glieder“ finden), und im fünften Alinea, dem weitaus umfangreichsten von allen, erscheint die Schlußfolgerung des Autors, die Konsequenz, die er für seine gesamte Weltbetrachtung zieht.

Immerhin: wenn jemand dieses Gespräch nicht nur als realitätsgerecht, sondern auch als faktizitätsgetreu liest, so geht das *nicht* gravierend gegen die Intention des Autors. Es sind auch hier längst nicht soviel Leer-

stellen zur freien eigenen Ausfüllung gelassen wie in den Fabeln (insbesondere beim „Raupenfänger“). Es ist vielmehr eine *Forderung* deutlich gemacht, nämlich die *Bedingtheit* jedes Eindrucks von der Welt durch den eigenen Standort dessen, der diesen Eindruck hat, *nicht zu vernachlässigen* und demgemäß nach demjenigen eigenen Standort zu suchen, von dem aus eine *humane* Weltsicht möglich wird (und wir können ergänzend hinzufügen: auf Grund dieser humanen Weltsicht ein humanes Handeln in der Gesellschaft).

C 8 Ausblick auf den autobiographischen Einschlag im „Raupenfänger“

Noch gar nicht berührt haben wir nun die Frage, ob in unsern Texten, *auch* in der so allgemeinen Fabel vom „Raupenfänger“, neben Analyse und Belehrung auch ein Stück *persönlicher Ausdruck* des Autors stecken könnte. Wer Pestalozzis Leben kennt, und insbesondere seine Situation in den Jahren um 1790, in denen er diese Texte schrieb, der sieht in ihnen ganz unwillkürlich auch ein Stück persönlichen Ausdrucks, einen Versuch, mit dem eigenen Schicksal ins reine zu kommen. Pestalozzi schrieb diese Texte nämlich als ein Außenseiter, als ein Gescheiterter, der mit seinen landwirtschaftlichen und humanitären Unternehmungen Schiffbruch erlitten hat. Zwar hat er Ruhm als Schriftsteller erworben (vor allem durch sein Buch „Lienhard und Gertrud“), aber jedes praktische, politisch-ökonomische Handeln – und in solchem Handeln sieht er den eigentlichen Sinn des Lebens – ist ihm verunmöglicht. Daß er nach 1798 noch zu einem Handeln dieser Art in großem Stil kommen würde (mit den Erziehungsanstalten in Burgdorf und Yverdon), das hätte damals niemand für möglich gehalten.

Wer das weiß (d. h. wer in seiner Sachkompetenz diese Informationen gespeichert hat), der sieht auch in den hier vorliegenden Texten leicht einen Reflex der ganz persönlichen Lage des Autors. Mit Händen zu greifen ist das in der Fabel „Der Menschenmaler“, dem zweiten Stück der Sammlung, das bezeichnenderweise in der dritten Auflage der Fabeln an den Anfang gestellt wurde, vor den abstrakteren „Raupenfänger“. Aber auch in diesem „Raupenfänger“ sieht man nun plötzlich den Autor selbst: den Mann, der einem Ideal nachjagt und deswegen von allen praktisch gesinnten Menschen abgelehnt wird (Alinea 1) – den Mann, der bei seiner sozial wichtigsten konkreten Unternehmung (Arbeitserziehung für Waisenkinder) Schiffbruch erlitten hat und alles aufgeben mußte (Alinea 2) – den Mann, der nun einsam über Leben und

Gesellschaft nachdenkt und politisch-philosophische Texte schreibt, in der Hoffnung, hierin doch noch einen Sinn für sein Leben zu finden (Alinea 3). Ja, wenn man sich Pestalozzi in seinem einsamen „Neuhof“ vorstellt, ist man geneigt, auch den „sich entblätternden Baum“ und die „kahlen Wände des Hauses“ auf ihn persönlich zu beziehen, sowohl sinnbildlich („Lebensherbst“) wie ganz konkret (die „kahlen Wände des Hauses“).

Und als Linguisten stellen wir fest, daß auch ein solches Textverständnis sich genau in die hier entworfene Theorie einfügt, indem eben der Besitz dieser Informationen, die genaue Kenntnis der Person Pestalozzi und der Umstände, in denen er lebte, *zur Kompetenz dieses Rezipienten gehören* – zu seiner Sachkompetenz natürlich, aber diese kann ja überhaupt nie grenzscharf von der Sprachkompetenz abgelöst werden; gerade darum ist es auch so wichtig, *auch* die Sprachkompetenz nicht als ideale Abstraktion aufzufassen, sondern als den Sprachbesitz des einzelnen, konkreten Individuums (vgl. Punkt A 3.2 oben S. 117 f.), als die „Programmierung“ dieses Individuums, wobei die rein sprachliche Programmierung unlösbar in die allgemeine Programmierung, d. h. letztlich in das „Ich“ jedes Menschen überhaupt eingebettet ist. Und darum ist es keine „Störung“, sondern *zu erwarten*, daß auch der *gleiche* Text bei *gleicher* Rezeptionssituation von jedem „Ich“ etwas anders verstanden wird, je nach der individuellen (natürlich ihrerseits wieder gesellschaftlich bedingten) Konstitution dieses „Ich“.

C 9 Zum politischen Anspruch, den diese Texte in ihrer Zeit erhoben

Sie haben nun wohl auch alle den eminent *politischen* Anspruch erkannt, den diese Texte seinerzeit erhoben – es waren keineswegs Texte für den Schulgebrauch, sondern Mahnungen zu rücksichtsloser philosophischer wie politischer Analyse der eigenen Zeit, geschrieben unmittelbar vor und während der Französischen Revolution, mit deren Errungenschaften und Gefahren sich Pestalozzi sehr intensiv auseinandersetzte. Heute ging es uns nicht um diese politische Dimension, sondern um die fachliche Frage, welche Prozesse sich bei konkreter Textrezeption abspielen und wie das sich ergebende Verständnis durch den Text selbst (Schmidts „Textformular“) *und* durch die Kompetenz und die gesamte Situation des jeweiligen Rezipienten bedingt ist, wie aber der Anteil dieser beiden Konstituenten jedes Verständnisses bei verschiedenen Textsorten

recht verschieden sein kann (man könnte sagen: je nach dem Grad der „Fiktionalität“ des Textes oder umgekehrt: je nach dem Grad seines „Eindeutigkeitsanspruchs“) und wie man linguistische Methoden entwickeln kann, die eine intersubjektive, wirklich wissenschaftliche Beschäftigung mit Texten ermöglichen, und zwar für Texte aller Textsorten und innert nützlicher Frist, wenn auch unter erklärtem Verzicht auf logische Idealität und Formalisierung. Und weil alle menschliche Realität so weitgehend auf Sprache und damit auf Texten und auf dem Austausch von Texten aufgebaut ist (man denke an das gesamte Rechtswesen, an die politische Willensbildung – vgl. Textanalyse I S. 121 bis 126), hat auch die scheinbar rein fachliche Arbeit des Linguisten, wenn er wissenschaftliche Textanalyse treibt, eine nicht zu übersehende allgemein-gesellschaftliche und damit auch politische Bedeutung.

Ich danke Ihnen, daß sie so aufmerksam zugehört haben bei meinem Versuch, die Phänomene bei der Textrezeption wissenschaftlich bewußt zu machen, durch eine Theorie und damit verknüpfte Operationen, und ich danke ihnen noch besonders, daß sie bei der Durchführung solcher Operationen am „Raupenfänger“ so kollegial und ehrlich mitgespielt haben. Wenn dabei dem einen oder andern von Ihnen auch mein Landsmann Pestalozzi in etwas anderm Licht erschienen sein sollte, nämlich nicht nur als harmloser Menschenfreund und idealistischer Pädagoge, sondern als leidenschaftlicher politischer Denker und Mahner, dann wäre das ein Nebeneffekt, über den ich mich besonders freuen würde. (Zu dieser Frage vgl. Adalbert *Rang* in der Festschrift für Helmut Richter, PH Berlin, 1971).